



**D**IE SYNODALIN auf Platz Nummer 20 im großen Längsschiff des Würzburger Doms ist aufgebracht. Was hier auf der «Gemeinsamen Synode der Bistümer in der BRD» an Juristerei zum Thema «Buße und Bußsakrament» über die Bühne geht, scheint ihr weitab von ihrer Erfahrung zu liegen. Zu Hause hat sie sieben Söhne und eine Tochter. Die zwei ältesten, in eine Haschgruppe geraten, stellten den Vater vor die zwingende Aufgabe, aus einer Haschgruppe eine Selbsterfahrungsgruppe zu machen. Ein Jahr lang, Samstag für Samstag, kamen die jungen Leute zusammen. Es gelang. Sie gaben ihre «Flucht» auf: sie kehrten um. Diese konkrete Erfahrung und das Wissen um das, was sich ähnlicherweise allenthalben – freilich außerhalb kirchlicher Räume – tut, drängt die Synodalin aus Hamburg zum Reden. Sie sagt nicht voraus, wie die Kirche hier den Anschluß an dieses «Neue» in der Praxis finden soll. Sie formuliert, was die Verantwortlichen in der Kirche sehen müssen, wenn nicht eine Chance des Heils für viele verpaßt werden soll:

## Gott ist da, wo Umkehr geschieht

Herr Präsident, meine Damen und Herren! Mir scheint, daß die Verfasser dieser Vorlage zu wenig wahrnehmen, was sich in unseren Tagen tatsächlich begibt und wie Gott heute zu uns spricht. Mir scheint, daß sie zu sehr festgelegt und eingeengt sind auf die Tradition einer großen Vergangenheit der Kirche. Kein Mensch wird leugnen, daß die Sakramentenpraxis in den vergangenen Jahrhunderten insgesamt eine heilsame Wirkung auf die Christenheit hatte. Aber wer heute nicht wahrnimmt, daß zum Beispiel die Beichtpraxis steril geworden ist und keine Aussicht auf eine Wiederbelebung in der alten Form hat, der scheint mir doch nicht richtig zu sehen. Jeder, der offen ist, kann erleben, wie die Flexibilität, die heute von den Gegenwartsmenschen gefordert ist, eine ständige Aufforderung zu Veränderung und Wandlung der eigenen seelischen Position bedeutet. Verhaltens- und Kommunikationstherapien geben uns einen Einblick in die Wandlungs- und Umkehrmöglichkeiten des Menschen. In Sensitivitätstrainings, Gruppentherapien, Einzelanalysen usw. werden Schuldkomplexe aufgedeckt und Umkehr angestoßen. In unseren großen Städten bilden sich Selbsterfahrungsgruppen, in denen die Menschen ihr Verhalten wahrnehmen lernen und zu ändern versuchen. Dort wird zum Beispiel bereits eine ent-

sakramentalisierte Bußpraxis praktiziert. Die Menschen nehmen – oft unter großen Schmerzen – ihr Fehlverhalten, das heißt ihre Sünden wahr und stehen einander bei, diese Konflikte auszutragen. Wenn Sie wollen, finden Sie in solchen Formen auch alle für den gültigen Empfang des Bußsakramentes zugehörigen «Stücke»; es fehlt allerdings die kirchliche Affirmation. Ich meine aber, daß Gott selbstverständlich dort ist, wo Umkehr tatsächlich geschieht.

Wenn nun in dieser Vorlage hauptsächlich von der Wiederbelebung der sakramentalen Praxis die Rede ist und kaum davon gesprochen wird, welche neuen Formen heute schon versucht werden, welche möglich sind, welche weiter angeregt und ausgebildet werden müssen, dann scheint mir, daß ihr nicht die Wirksamkeit beschieden sein wird, welche sie haben könnte.

Es wird zum Beispiel in dieser Vorlage ganz ignoriert, daß das meiste Fehlverhalten, also die häufigsten Sünden, durch unbewußte Verhärtungen verursacht werden. Der einzelne allein ist aber meist völlig außerstande, dies überhaupt zu bemerken, geschweige denn, sie wirksam anzugehen. Er bedarf der Hilfe der andern und er muß sich selbst daran beteiligen, andern bei dieser schmerzhaften Erkenntnis beizustehen. Aber dafür gibt die bisherige Praxis keine Modelle.

### Erneuerung

**Beim Bußsakrament übersehen:** Worte aus der Erfahrung gegen Juristerei – Was heute an Umkehr außerhalb der Kirche geschieht – Ein blinder Fleck in der kirchlichen Bußpraxis.

### Deutschland

**Synode als Lernprozeß:** Die Synode verschwand aus der Öffentlichkeit – Warum geringes Interesse bei gleichzeitiger großer Nachfrage nach Publikationen über Synodenfragen? – Antwort der «AG Synode» – Der Bischofsblock macht sich doppelt bemerkbar – Fraktionen verfeimt – Und doch unumgänglich – Einmal mehr die Zölibatsfrage – AG Synode: Von den Bischöfen lernen – Bischof Stein: Auch wir Bischöfe befinden uns in einem Lernprozeß – Und die Schweizer Synoden? *Ludwig Kaufmann*

### Entwicklungshilfe

**Einmal anders gesehen:** Das «Glück» in einer traditionsgebundenen Gesellschaft – Wird die technische Zivilisation die überlieferte Harmonie zerstören? – Was wollen wir mit unserer Entwicklungshilfe? *Siegfried Fleiner, Guatemala*

### Literatur

**Auf der Suche nach dem Religiösen (2):** Kurt Marti – Literatur ist Sprache und Ideologiekritik – Mehr als formale Spielerei – Bundesstaat, Verband, verbunden, Neuer Bund – Reinigung der Sprache und Verfremdung von Texten – Wie es einem ergeht, der heute Gott sucht – Der verlorene Sohn in der Verlorenheit des Wohlstandes – «Das könnte manchen Herren so passen» – Gegen die Sprachsklerose – Und die Inflation christlich-ideologischer Parolen – Neuer, durch die Sprache eröffneter Zugang zur Wirklichkeit. *Paul K. Kurz, München*

### Brasilien

**Kirchenkampf im Nordosten:** Geographische und wirtschaftliche Voraussetzungen – Bischof Fragoso tritt für ausgewiesene Priester ein – Spannungen mit der Armee – Solidarisierung der Bischöfe. *Mario v. Galli*

**Dokument:** Solidaritätserklärung der Bischöfe des Nordostens.

### Hinduismus

**Transzendente Meditation:** Zwei grundlegende Schulen im Hinduismus – Die «Nicht-Zweiheit» und der Weg zum unpersönlichen Höchsten – Die liebende Hingabe und der persönliche Gott – Versprechen der Transzendenten Meditation – Ihre Verwurzelung in der Tradition der «Nicht-Zweiheit» – Notwendigkeit des Guru – Zu welchem Gott führt diese Meditation? *Hubert Hänggi, Zürich*

# Synode als Lernprozeß – für wen?

Vier Tage lang vormittags und nachmittags am gleichen Platz sitzen, Berichte, Reden und Gegenreden anhören, die unzähligen weißen Antragsblätter mit den einschlägigen Stellen im farbigen «Regenbogen» der neun Sachvorlagen vergleichen, im richtigen Moment sich selber zu diesen oder zur Geschäftsordnung melden, die Abstimmungstaste auf «Aus» drücken, das Glockenzeichen abwarten und dann mit einem neuen Tastendruck Ja oder Nein sagen oder sich von beidem enthalten: das ist es, was an sichtbarer und hörbarer Tätigkeit von den rund dreihundert Männern und Frauen verlangt wurde, die vom 10. bis 14. Mai in Würzburg zur «Zweiten Sitzungsperiode» der bundesdeutschen katholischen Synode<sup>1</sup> versammelt waren. Das griechische Wort hat freilich nicht mit Sitzen, sondern mit Gehen zu tun: miteinander einen Weg machen. Der Weg muß gefunden oder eröffnet und dann vor allem beschritten werden. Dazu braucht es Bewegung und Entschluß. Der Erfolg oder Mißerfolg hängt schließlich vom «Mitgehen» ab: Gemeint sind die Gläubigen in ihren Gemeinden und Bistümern, für die stellvertretend auf dieser Versammlung beraten und beschlossen wird.

## Warum nicht Sache der Gläubigen?

Doch gerade in den Gemeinden, so mußte Synodenpräsident Kardinal Döpfner klagen, ist die Resonanz gering: «Ebenso gering wie in den Massenmedien.» In seinem ausführlichen Bericht «Ein Jahr Synode», den er zur Eröffnung in Würzburg verlas, stellte er fest, daß nach der ersten Begeisterung (etwa noch an der konstitutiven Sitzung im Januar 1971) das Interesse nachgelassen habe. Trotz der intensiven Arbeit in den damals aus den Synodalen gebildeten und inzwischen durch Experten («Berater») erweiterten Sachkommissionen sei die Synode inzwischen fast völlig aus der Öffentlichkeit verschwunden. Erst die Einstellung der Wochenzeitung *Publik* und der Antrag von 87 Synodalen, darob eine eigene Vollversammlung einzuberufen, habe die Synode wieder ins Rampenlicht gebracht; zugleich seien alle ihre Gremien von der «allgemeinen Erregung und Unruhe» erfaßt worden, die «in diesem Ausmaß wohl von niemandem erwartet» worden sei.

Der Kardinal wertete diese Erregung und Unruhe nicht. Er stellte nur nüchtern fest, daß in einer folgenden Phase, als die ersten Vorlagen aus den Sachkommissionen zur Veröffentlichung gelangten, das Interesse «nicht mit der Zahl dieser Vorlagen zunahm»: weder in den Gemeinden noch in der inner- und außerkirchlichen Öffentlichkeit. Wohl sei es innerhalb der Kommissionen zu einem erfreulichen Anfang dessen gekommen, was die wichtigste Grundvoraussetzung für das Gelingen der Synode sei: das «Gespräch aller mit allen». Aber die Gemeinden in die Synodenarbeit einzubeziehen sei noch nicht genügend gelungen, und auch die Aufmerksamkeit und die Mitarbeit der Diözesen seien «sicherlich unterschiedlich, aber gewiß noch nicht befriedigend».

Warum ist das so, wenn die «überraschend große Nachfrage» nach inhaltlichen Publikationen zu Synodenfragen «beweist, daß guter Wille und Interesse durchaus vorhanden sind»? Eine direkte Antwort auf diese Frage gab das erste Flugblatt der sogenannten «AG Synode». Sie hat sich seinerzeit als «Arbeitsgemeinschaft» verschiedener Kreise (Freckenhorsterkreis, Bensbergerkreis usw.), Solidaritäts- und Basisgruppen sowie Hochschulgemeinden zur «kritischen Begleitung» der Synode gebildet und vor einem Jahr durch ihre konstruktiven Wahlvorschläge wesentlich zum Gelingen der konstitutiven Sitzung beigetragen. Ihre Antwort auf den präsidialen Bericht lautete nun: Die Synode ist nicht Sache der Gläubigen, weil

<sup>1</sup> Die offizielle Bezeichnung lautet: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland.

sie Sache der Bischöfe und ihrer Administration ist: «Schon durch die Art und Weise ihres Zustandekommens, durch Verabschiedung und Inhalt des Statuts hat sich die Synode von denen entfernt, für die sie arbeiten sollte.»

## «Der Bischofsblock»

Tatsächlich hat dieses deutsche Statut den Bischöfen, genauer gesagt ihrer Gesamtheit als bundesdeutsche *Bischofskonferenz*, eine Stellung gegeben, die ihnen nicht nur das «letzte Wort» (zum Beispiel im Sinne eines Vetorechts, wenn ihre Einwände überstimmt werden) einräumt, sondern schon vor der ersten Lesung der Vorlagen die Blockierung von Beratungsgegenständen erlaubt. Die Kritik an diesem Statut drang seinerzeit nicht durch, und nun mußten die Bischöfe nur gleich dieses Recht mit einem Vor-Eingriff in die Beratungsgegenstände wahrnehmen, um erstens genau entgegen ihrer Absicht das betroffene Problem selber (Priesterweihe für *viri probati* = «in Ehe und Beruf bewährte Männer») hochzuspielen, zweitens ihre Stellung innerhalb der Synode als «Bischofsblock» möglichst stoßend vor Augen zu führen.<sup>2</sup>

Zu dieser Wortbildung gab es an sich schon seit der konstitutiven Sitzung eine optische Veranlassung: die in «Blöcke» gegliederte Sitzordnung, die für die übrigen Synodalen nach dem Alphabet verläuft, hat die Bischöfe ausgesondert. Die Versammlung bietet also nicht, wie ihr Name sagt, das Bild einer gemeinsamen Synode der Bistümer, sondern der Bischofskonferenz mit den Katholiken der Bundesrepublik. Diese Optik wird durch die große Anzahl von Bischöfen und Weihbischöfen, die es in Deutschland gibt (im Unterschied etwa zum Holländischen Pastorkonzil, wo die Bischöfe auch in einer Reihe saßen), verstärkt. Der «Bischofsblock» umfaßt nach der Sitzordnung insgesamt 64 von 321 Sitzen.<sup>3</sup>

Seinen polemischen Sinn bekam das Wort aber erst, als Kardinal Döpfner in seinem oben erwähnten Bericht einerseits mit Genugtuung feststellte, die von manchen befürchtete «Blockbildung» sei (in den Auseinandersetzungen der Kommissionen) nicht eingetreten, andererseits ausführlich von der Stellung der Bischofskonferenz in der Synode sprach und den oben erwähnten Eingriff verteidigte. Prompt antwortete die «AG Synode»: «Dieser Eingriff hat das Mißtrauen gegenüber der obersten Amtskirche weiter gesteigert. Er hat auch offenkundig werden lassen, daß entgegen der Analyse Kardinal Döpfners nun doch eine Blockbildung eingetreten ist.»

## Fraktionen bilden?

Die erste Reaktion auf den präsidialen Bericht war ein Antrag auf sofortige Diskussion, der aber mit knappem Mehr verworfen wurde. Der Antrag war ungeschickt, denn er rechnete nicht mit der Müdigkeit der eben Angereisten. Seine Ablehnung aber erhöhte die Spannung um so mehr, als auch das Verlangen eines jungen Kaplans, seiner «Betroffenheit» in Form einer «persönlichen Erklärung» Ausdruck zu geben, vom juristisch harten Verhandlungsleiter auf nicht eben feine Weise zurückgewiesen wurde.

Die zweite Reaktion war die Unterschriftenaktion für einen Antrag auf Wiederaufnahme des von den Bischöfen ausgeklammerten Beratungsgegenstandes («Ordination von in Ehe und Beruf bewährten Männern»). Der sehr klug verfaßte Text des Tübinger Theologen Prof. Kasper und des Hamburger Kaplans Kessler als Erstunterzeichnern vereinigte noch am

<sup>2</sup> «Stoßend» natürlich nicht für jene, die der Synode auch so vorwerfen, sie nivelliere die Unterschiede, wie dies in einer Stellungnahme von rund sechzig Generalvikaren, Domkapitularen und Professoren (darunter Ermeecke, Fittkau, Flatten, May, Mörsdorf, Ratzinger, Roeggele, Scheffczyk, Schmaus) zu lesen ist, wo es heißt: «Die schon bei der ... Synode ... zu beklagende Nivellierung des Episkopats mit den die Bischöfe beratenden Mitgliedern der Synode darf sich keinesfalls auf der Diözesanebene fortsetzen. Der Bischof findet im Beratungsgremium sein Gegenüber.» – Pressekommentare sprachen von einem «Schutzwall» und einer «härteren Front» der bisher privilegierten Berater der Bischöfe.

<sup>3</sup> Für die Bewertung der Abstimmungsergebnisse ist wegen verschiedener Absenzen (krankheitshalber usw.) mit weniger Bischofsstimmen (diesmal rund 50) zu rechnen.

selben Abend 66 Unterschriften von stimmberechtigten Synodalen auf sich.<sup>4</sup>

Die dritte Reaktion war der Versuch zu einer Fraktionsbildung. Fraktionen als Dauergruppierungen zu bilden, hatte Kardinal Döpfner schon an der konstitutiven Sitzung eindringlich verfeuert. Die je verschiedenen Sachfragen sollten zu je verschiedenen ad hoc-Gruppierungen führen, so daß es wirklich zu Sachentscheiden komme; Fraktionen hingegen förderten Prestigeentscheide. Dagegen wäre an das zu erinnern, was seinerzeit am Konzil in Rom zu erleben war: Aktionsfähig wurde die Masse der über 2000 Bischöfe erst durch jene Gruppierung der Episkopate, zu der an der ersten Arbeitssitzung die Kardinäle Liénart und Frings aufriefen und die für die Wahl in die Kommissionen zu der berühmten vereinigten Kandidatenliste von «Centre-Europe» führte.

Der Sinn einer Fraktion ist nicht zuletzt die Information zur Vorbereitung bestimmter Sachentscheide und die Aufteilung verschiedener Gesichtspunkte auf verschiedene Votanten. Mangels solcher Fraktionen verbleibt diese Funktion in der Synode fast allein bei den Sachkommissionen, die ihren eigenen Korpsgeist entwickeln, im Plenum ihren Besitzstand verteidigen, aber ihren Mitgliedern kaum Information über die eigene Sachvorlage anbieten.

«Nur einer geschlossenen Gruppe innerhalb der Synode ist es gelungen, aus der Solidarität der Sachkommissionen auszubrechen und in einer eigenen Solidarität systematisch auf alle Vorlagen Einfluß zu nehmen. Allein die Bischöfe haben nicht so sehr die Kommissionen als Plattform ihrer Aktivitäten gewählt, als vielmehr ihre eigene formierte Gruppe. In ihr haben sie sich gezielt auf die Vollversammlung vorbereitet, Sachgebiete untereinander verteilt und eine gemeinsame Liste des Vorgehens vereinbart.»

Die «AG Synode», die dies nicht ohne Neid als Ergebnis ihrer Analyse herausstellte, fügte auch gleich die Erfolgsbilanz hinzu: In der Vollversammlung hätten die Bischöfe weitaus den größten Teil ihrer Änderungsanträge zu den Sachvorlagen eingebracht. «Von den Bischöfen lernen» lautete deshalb die Schlußfolgerung. Eine andere Gruppe müsse den Mut finden, sich «dem Beispiel der Bischöfe anzuschließen», um so ein ausgeglicheneres Kräfteverhältnis innerhalb der Vollversammlung herzustellen. Erst dann werde es auch möglich sein, «Konflikte rational aufzuarbeiten und nicht nur in verbalen Kraftakten (Luft abzulassen)».

Als dies die «AG Synode» zum Abschluß schrieb, war in der Tat der «Dampf» bereits abgelassen. Es geschah dies am Ende des dritten Tages in einer Debatte, wie sie in solcher Öffentlichkeit als Austragung eines Konfliktes mit den Bischöfen im deutschen Katholizismus noch kaum jemals über die Bühne gegangen ist. Manche sprachen etwas glorios und vorschnell von einer Sternstunde, andere treffender von einer Lernstunde: jedenfalls war es eine Flurbereinigung.

### «Bitte, nicht mehr so!»

Die schwelende Spannung ob der Ausklammerung der «viri probati» als Beratungsgegenstand wuchs in der Quasi-Fraktion bis zu dem Punkt, da ein kollektiver Auszug aus der Synode erwogen wurde. Im Brief eines Prominenten an Kardinal Döpfner soll von der Möglichkeit eines solchen «Eklats» die Rede gewesen sein, der die Synode beschlußunfähig gemacht hätte. Andererseits war zu erfahren, daß die Zahl der zu solchem Entschlossenen denn doch nicht so hoch war. Wie immer: Kardinal Döpfner rief die Bischofskonferenz zu einer Sondersitzung zusammen und trat am Ende des dritten Tages mit einem neuen Beschluß vor die Synode, der sich als Interpretation des ersten Beschlusses gab, diesen aber in den Augen vieler nicht nur präzisierete, sondern auch modifizierte. Bestehen blieb dar-

<sup>4</sup> Die Unterzeichner umfaßten auch prominente Vertreter der «Mitte», die den Bischöfen oder dem Zentralkomitee nahestehen.

nach das Verbot, die «viri probati» zum Gegenstand eines formellen Synodenbeschlusses im Sinne eines nach Rom zu leitenden «Votums» zu machen. Zugelassen wurde hingegen die Einbeziehung des Themas in die Beratungen der Sachkommission und des Plenums.

Daß dieser zweite Beschluß schon vor seiner Bekanntmachung dazu führte, daß der Antrag für eine erneute Zuweisung des Themas zurückgezogen wurde, mag nachhinein verwundern. Entscheidend war aber für viele Synodalen weniger die Sache der «viri probati» selber als die Tatsache, daß die Bischöfe sich endlich herbeiließen, in Verhandlungen einzutreten. In der Debatte, die nun auf Döpfners Erklärung folgte, ging es deshalb hauptsächlich um den «Stil».

Bevor dieser den Bischöfen vom freimütigen Böblinger Pfarrer *Leichtle* zum Vorwurf gemacht wurde: «Bitte, meine Herren Bischöfe, nicht mehr so!», sprachen allerdings zwei Synodalen, eine Frau und ein Generalvikar, zugunsten der Bischofskonferenz. Der Generalvikar unterstellte deren Kritikern ein protestantisches Synodenkonzept und die Vorstellung, sie wollten aus den «Hirten» «Schafe» machen. Er erntete dafür Zischen (im Protokoll vermerkt) und eine direkte Entgegnung des Frankfurter Pastoraltheologen Prof. *Bertsch* SJ. Als Mitglied der Zentralkommission sprach er von «Kommunikationsstörung». In diese Kerbe hieb noch eindringlicher der Freiburger Professor *Lehmann*, der selber als «Theologe der Bischöfe» gilt. Eindringlich erinnerte er die Bischöfe daran, daß sie mit ihrer einseitigen Erklärung nicht, wie das Statut es vorsieht, im «Einvernehmen» mit der Synodenleitung (Präsidium und Zentralkommission) gehandelt hätten. «Nicht einmal den Versuch eines Einvernehmens vor der Entscheidung» habe es gegeben, und doch wäre dies «keine überflüssige Höflichkeit» gewesen: «Andere Differenzen sind nicht vermeidbar, diese war es.»

Ein anderer Votant (es waren insgesamt 16, die Stellung nahmen) sprach als Mitglied der zuständigen Sachkommission vom Eindruck mangelnden Zutrauens, den er vom Vorgehen der Bischöfe gewonnen habe. Vor allem sprach er die sechs Bischöfe an, die selber Mitglieder dieser Kommission sind und dieser keinen klaren Wein einschenkten. Von der «Redlichkeit», mit welcher Kardinal Döpfner den Beschluß begründete, hätte man eben gerne auch intern etwas mehr verspürt, und so wird es wohl auch noch in der Kommission zu einer Flurbereinigung kommen müssen.

Überzeugende Redlichkeit strahlte aber bereits jetzt der von der Synode seinerzeit mit der höchsten Stimmenzahl zum Vizepräsidenten gewählte Bischof *Stein* von Trier aus. Er zeigte sich hocheifrig, daß die Spannung sich offen und freimütig entlud und erklärte wörtlich: «Auch wir Bischöfe befinden uns in einem Lernprozeß: Ich bin überzeugt, daß dieser Fall zum Fortschritt des Lernprozesses beigetragen hat.»

Damit wurde ein Stichwort aufgegriffen, das schon am ersten Tag (vom Berichterstatter der Sachkommission VI: Erziehung – Bildung – Information) zur Kennzeichnung der Synode gefallen war: «Lernprozeß». In diesem Fall konnte man geradezu von einem «gruppenspezifischen» Vorgang sprechen. Ihn zu erleben wurde wie zur Bestätigung für ein Votum, das die Religionspädagogin *Felicitas Betz* zur Vorlage «Buße und Bußsakrament» (vgl. unsere Titelseite) abgegeben hatte. Vollends wurde dies deutlich, als Weihbischof *Moser* von Rottenburg für gemachte Fehler und den «Mangel an Form» in seinem eigenen Namen um *Vergebung* bat. Dieses Wort löste minutenlangen Beifall aus, ein Zeichen, wie «lösend» und erlösend eine solche Bitte wirken kann.

Man kann selbstverständlich einwenden, daß sich trotz alledem an der Sache des Beschlusses über die «viri probati» nichts geändert habe und die Sachfrage somit auch nicht gelöst sei.

Man kann vor allem bedauern, daß die klärenden Feststellungen von Pfarrer Schmitt, deutscher Priestersprecher auf der Bischofssynode in Rom, im Schlußwort von Kardinal Döpfner kein Echo fanden<sup>5</sup> und daß auch der Sinn eines allfälligen «Votums» an den Heiligen Vater für mögliche andere «heiße Eisen» nicht grundsätzlich geklärt wurde. Muß man deshalb aus dem einen Fall folgern, die ganze Synode sei nur ein «Schülerparlament» und ein «Sandkastenspiel»?

Die Antwort könnte nur aus einer Analyse der Behandlung der Sachfragen gegeben werden, und diese war schon diesmal bei der ersten Lesung von neun Vorlagen<sup>6</sup> recht unterschiedlich. Darauf einzugehen würde den Rahmen dieses Kommentars sprengen. Interessant war auf jeden Fall, wie mehrmals, zum Beispiel beim Thema «Laienpredigt» und «Mitverantwortung», aber auch bei der «Publizistik», trotz bestimmter Erklärungen der ganzen Bischofskonferenz die Voten einzelner Bischöfe (z. B. Stein, Volk, Kampe) sich abhoben, so daß man den Eindruck gewann, sie begannen sich «als Synodalen unter Synodalen» zu fühlen. Nicht minder interessant waren die «Rückzieher» Kardinal Höffners, der extreme Ablehnungsanträge milderte, nachdem er seinerseits eine erste Ablehnung erfahren hatte. In solchen Vorfällen ließ sich doch so etwas wie Bewegung und Bewußtseinsbildung in der Versammlung registrieren. Andererseits mußte es auffallen, daß keine einzige Sachvorlage formell zurückgewiesen wurde und man vor allem im Fall Publizistik sich auf den eher faulen Kompromiß einließ, der federführenden Sachkommission zwei gegensätzliche Vorlagen (bzw. «Anlagen») zu überweisen.<sup>7</sup>

Wie wenig profiliert die Mehrheitsverhältnisse sein können, zeigte sich noch am letzten Tag, als eine Nachwahl für den Rechtsausschuß stattfinden sollte. Sie kam nicht zustande, weil in drei Wahlgängen die Stimmen für den in der Geschäftsordnung «erfahrenen» Prof. Forster zu wenig abnahmen und diejenigen für den ihr gegenüber «unbefangenen» Prof. Kasper zu wenig zunahmen. Um bei den Vorlagen zu «Beschlüssen» vorzudringen, braucht es aber nach dem Statut jeweils eine Zweidrittelsmehrheit. Wird sie nicht erreicht, muß man sich mit «Empfehlungen» zufrieden geben. Wäre es, angesichts der Rechte der Bischofskonferenz, nicht gescheiter gewesen, diesen Verzicht zum vornherein zu leisten? Man hätte sich dann viel weniger Zwang zum juristischen Apparat aufgeladen und dafür zugunsten des «Prozesses» oder Bewußtseinsvorgangs ein lockereres und lebendigeres Pastoralkonzil (dem holländischen vergleichbar) eingetauscht.

<sup>5</sup> Schmitt wandte sich gegen die Begründung der Bischofskonferenz, die «viri probati» seien durch eine «vom Papst bestätigten gesamtkirchlichen Entscheidung» der römischen Bischofssynode abgelehnt worden. Schmitt bezeugte: Erstens hatte die Bischofssynode nichts zu entscheiden (kein Beschlußrecht), zweitens äußerte sie ihre Meinung nur unter Schwierigkeiten (zwei parallele Formeln), drittens ist bisher keinerlei amtliche Bestätigung durch den Papst publiziert worden.

<sup>6</sup> Die neun Vorlagen (Verkündigung, Taufpastoral, Buße und Bußsakrament, Beteiligung des Gottesvolkes an der Sendung der Kirche, Leitung und Verwaltung der Bistümer, Pastorale Strukturen, Kirchliche Entscheidungsgremien und -prozesse, Gesamtkonzept kirchlicher Publizistik, Zentrale Stelle für kirchliche Publizistik) sind zu beziehen beim Synodensekretariat: D-8000 München 22, Maximilianstraße 54/IV. Ebendort: Dokumentation SYN und Amtliche Mitteilungen Synode.

<sup>7</sup> Dahinter stand der Streit zwischen der federführenden «Mutterkommission» bzw. deren Mediengruppe mit der «nachgeborenen» durch die Zentralkommission eingesetzten «Gemischten Kommission», die mit der Situationsstudie nach dem Tod von «Publik» betraut war. Letztere ging von theologischen und soziologischen Konzepten (Kirche und Öffentlichkeit) aus und warf der Mediengruppe institutionelle Befangenheit vor. Beide Seiten klagten einander an, die Entwürfe der Gegenseite beiseite geschoben zu haben. Die Vollversammlung erreichte generell mehr Rechte für Gemischte Kommissionen und entschied, daß die Frage «Publik» weiterhin in der Thematik bleibe.

## Und in der Schweiz?

Zum Schluß drängen sich ein paar wenige Bemerkungen zum Vergleich mit der Synode bzw. den Synoden in der Schweiz auf. In der Schweizer Beobachterdelegation, die mit zwei Bischofsvikaren (Führer und Sustar), einem Generalvikar (Bayard) und einem Bischofsdelegierten (Cadotsch) bei weitem die größte war, erhärtete sich die Überzeugung, daß im Schweizer Konzept von Anfang an die Idee einer Synode als Prozeß viel eindeutiger von der Basis her gesehen wird. Abgesehen vom grundlegenden Unterschied, daß die Vorbereitung der Vorlagen auf Landesebene, die Beratung und Beschlußfassung aber im diözesanen Rahmen (mit möglichen interdiözesanen Ausgleichssessionen) stattfinden, ist zu beachten, wie die Vorlagen längst vor den Synodalversammlungen von den Sachkommissionen zur Vernehmlassung und zur öffentlichen Diskussion gestellt werden. Sie erhalten so auch innerhalb der künftigen Synodalen eine Streuung, bevor diese sich in die von ihnen zu bildenden diözesanen Sachkommissionen abkapseln.

Was die Stellung der Bischöfe betrifft, so sind im Schweizer Statut gemeinsame Erklärungen der Bischofskonferenz vor der ersten Lesung nicht vorgesehen: Man will grundsätzlich eine möglichst freie Meinungsäußerung gewährleisten, weshalb sich auch die einzelnen Bischöfe bis dahin zurückhalten (vgl. «Orientierung», Nr. 4, Seite 51 f.). Was eventuelle «Voten» an den Papst betrifft, so ist vorgesehen, daß auch solche Voten nach Rom weitergeleitet werden, mit denen sich die Bischöfe nicht solidarisieren können. Für die «Stimmung» ist dabei vor allem wichtig, daß zunächst Bischof Hänggi von Basel und nun auch Bischof Adam von Sitten als Präsident der Bischofskonferenz erklärt haben, an der Schweizer Synode werde es «keine Tabus» geben. Daß es aber bestimmt auch Spannungen geben wird, beweisen zum Beispiel die «Vorgefachte» um die Vorlagen der Kommission «Ehe und Familie im Wandel der Gesellschaft» (vgl. Fall Pfürtner usw.). Erfreulich ist das Interesse, das die junge Generation der Katholiken durch ihre relativ hohe Stimmbeteiligung an den Elektorenwahlen bewiesen hat. Im übrigen sind die Größenverhältnisse zwischen der Kirche in der BRD und der Kirche in der Schweiz derart unterschiedlich – man denke nur an die bereits erwähnte Zahl von rund sechzig deutschen Bischöfen und Weihbischöfen! –, daß man beim «Vergleichen» äußerst vorsichtig sein muß.

Ludwig Kaufmann

## Was wollen wir überhaupt mit unserer Entwicklungshilfe?

Seit sieben Jahren arbeite ich mit einer Laiengruppe (zurzeit elf Deutsche, Guatemalteken, Österreicher) in einem Dorf im Hochland von Guatemala. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Quiché-Indianern, Nachkommen jener Mayas, die im ersten Jahrtausend n. Chr. eine einmalige Kultur ins Leben riefen.

Vielleicht können die folgenden Überlegungen einen Beitrag leisten in der Diskussion um die Entwicklungshilfe.

Immer wieder habe ich bei meinem letzten Besuch in Deutschland etwas wie Sehnsucht nach dem «lost paradise» durchklingen hören, wenn wir auf die Eingeborenen und ihren Lebensstil hierzulande zu sprechen kamen. Es hieß dann etwa: «Eigentlich sind diese Menschen bei all ihrer Armut glücklicher als wir.» Nun darf man sich das Glück der Indianer nicht zu romantisch vorstellen. Es gibt hier nicht nur materielles Elend, sondern auch seelisches, was man bei einem Naturvolk nicht vermuten würde: eine Unzahl zerbrochener Ehen, gehässige Streitereien, Neid, der vielen das Leben zur Hölle macht. Dennoch werden dadurch die großen Werte nicht vermindert, die dem Leben und der Kultur der Eingeborenen

innewohnen. Diese Werte sind wohl angesprochen, wenn man – mit einem gewissen Recht – sagt, «diese Menschen sind glücklicher als wir». Was macht dieses Glück aus?

▷ Das zähe Festhalten an überkommenen Traditionen; dadurch wird das Leben überschaubar. Die Zukunft hat nichts Bedrohliches an sich, da sie in einen festumrissenen Rhythmus eingefangen ist: Aussaat und Ernte, Festzeiten und Familienereignisse. Die Karwoche und das Fest des Ortsheiligen werfen ihren Glanz Monate voraus und geben dem Jahr Spannung und Höhepunkt. In den verschiedenen, hierarchisch gegliederten Gruppierungen des Dorfes hat jedermann sein Amt und seine Bedeutung und weiß, wohin er gehört.

▷ Der ungebrochene Glaube an den übernatürlichen Grund der Welt. Es gibt kaum jemand, der nicht aus der Überzeugung lebt, daß er Kreatur ist, daß Leben und Tod, Regen und Mais von Gott kommen, daß wir ganz in seiner Hand sind.

▷ Ein natürliches Verhältnis zum Sterben: Der Tod ist kein Tabu, sondern eine Gegebenheit, mit der man rechnet und die im Leben integriert ist. Zum «Abschied» versammelt sich die ganze Familie und die Nachbarn um den Sterbenden, der oft auf einer Matte auf dem bloßen Lehm Boden liegt (auch das ein äußeres Zeichen für die kreatürliche Verbundenheit mit der Erde); Kinder spielen im selben Raum; in einer Ecke bereiten Frauen das Essen; Männer machen Lasten fertig für den Markt – das Leben geht weiter. In solcher Umgebung verliert das Sterben viel von seinem Schrecken, da der Sterbende bis zuletzt vom Leben seiner Familie umgeben ist.

▷ Die Stellung der alten Leute. Sie verkörpern den geschichtlichen Zusammenhang mit den vergangenen Zeiten; sie sind die unersetzlichen Lehrmeister bei Geburt, Hochzeit und Tod. Sie wissen, wie man die Feste begeht und die Heiligen verehrt, damit alles seine Ordnung hat im Dorf.

▷ Abstinenz dem technischen Fortschritt gegenüber. Wenn es einer zu Geld bringt, dann wird er kaum auf den Gedanken kommen, sich komfortabler einzurichten, besser zu essen, sich ordentlich einzukleiden usw. Nein, er kauft sich vielleicht ein Grundstück und ein paar Schweine und leistet sich den Luxus einer Wallfahrt nach Esquipulas.

Das dürften einige der Gründe sein, die dem Leben unserer Eingeborenen eine Harmonie geben, die wir in unserer westlichen Kultur verloren haben. Es ist schwer zu sagen, ob der Sog der technischen Zivilisation über kurz oder lang diese Harmonie zerstören wird. Ich persönlich halte die Traditionen hier für so stark und vital, daß sie mit einigen Modifikationen weiterbestehen können, ohne daß die Gefahr besteht, daß die Eingeborenen deshalb in ein Getto gedrängt werden.

*Wenn also alles beim alten bleiben soll und vielleicht bleiben wird: Was wollen wir dann überhaupt mit unserer Entwicklungshilfe?*

Ich meine: Wir wollen jedenfalls nicht, daß die Indios unseren Lebensstil annehmen; nicht, daß ihr Lebensstandard in unserem Sinn wächst; nicht einmal, daß die Lebenserwartung steigt! Ich sehe den Sinn unserer Arbeit hier vor allem in Folgendem:

1. Wir helfen den Eingeborenen, selbstbewußt zu werden. Bis zum heutigen Tag werden die Indios als Kulturbremsen angesehen und als Hemmschuh für die ökonomische Entwicklung des Landes. In Wirklichkeit haben sie eine andere Kultur und andere Wertmaßstäbe. Dessen müssen sie sich bewußt werden, um das Recht, auf ihre Art zu leben, gegen den immer stärker werdenden Druck der Gleichmacherei verteidigen zu können.

2. Wenn wir technische und finanzielle Hilfe anbieten, so dürften diese nie dazu mißbraucht werden, *unsere* Vorstellungen von einem besseren Leben bei ihnen durchzusetzen. Wir müßten erfassen, was die jeweiligen kulturerhaltenden Kräfte und Tendenzen sind und diese unterstützen, wenn solche Hilfe erwünscht und erbeten wird.

3. Das verstehe ich unter Partnerschaft, daß wir in den Eingeborenen Freunde gewinnen; Freunde, die wir brauchen, die uns zeigen, daß unsere Art zu leben nicht die alleinseligmachende ist; Freunde, die in unserer Welt, die im Sog der Technifizierung öde zu werden droht, Werte leben und erhalten, die es bei uns nicht mehr gibt. Wahrscheinlich brauchen wir das Korrektiv von kulturellen Alternativen notwendiger als wir denken, damit unsere Welt und wir selbst im Gleichgewicht bleiben.

*Siegfried Fleiner, Zunil, Guatemala*

## LITERATUR ALS SPRACHE UND IDEOLOGIEKRITIK: KURT MARTI

Auf der Suche nach dem Religiösen in der zeitgenössischen Literatur<sup>1</sup>

*Kurt Marti*, geboren 1921 in Bern, Schüler *Karl Barths* in Basel, ist heute reformierter Pfarrer an der Nydegkirche in Bern. Er hat Verse geschrieben, Essays über Literatur, publizistische Beiträge, zwei Predigtbände, neuerdings auch Kurzprosa. Er gab eine Sammlung christlicher Lyrik heraus («Stimmen vor Tag», Siebenstern-Taschenbuch, 1965), das Bändchen «Theologie im Angriff» (Zürich 1969), zusammen mit *D. Sölle* u. a. die ersten vier Bände des «Almanach für Literatur und Theologie» (Wuppertal 1967–1971), mit *Stefan Baciu* «Der Du bist im Exil», lateinamerikanische Gedichte «zwischen Revolution und Christentum». Er schrieb zuletzt das Nachwort zu *Ernesto Cardenal's* Gedichten «Gebet für Marilyn Monroe» (Wuppertal 1972). Was bei ihm besonders auffällt, ist die Einheit von kritischer Theologie und kritischer Literatur, von kritischer Theorie und kritischer Praxis. Er hat unter Christen als einer der ersten begriffen, daß Literatur Sprache ist und Ideologiekritik, und daß ohne Sprache und Ideologiekritik auch Theologie nicht auskommt.

«Primär informieren literarische Texte nicht über dies oder jenes, sondern über die Sprache selber und über Sprache allein. Moderne Literatur – das demonstriert Beckett mit subtiler

Hartnäckigkeit – ist Sprache vor dem Horizont der Sprachlosigkeit.»<sup>2</sup> Marti begegnete Texten von Michaux, Adrien Turel, Heissenbüttel, Gomringer, Mon, also der experimentellen Literatur, konkretistischen Texten.

Experimentell meint das Experiment, die Prüfung, Sondierung, den methodischen Umgang mit Sprache und ihren Möglichkeiten, die Trennung der festen Fügungen, die Zerschlagung der Satzklischees, das Hervorlocken des Weichtiers Sprache aus seinen Verkrustungen, die Denuntiation der bürgerlichen «Botschafts»-Sprache, sucht die Verfremdung, Neuformung, Montage, die Kombinatorik der zerlegten Satz- und Wortteile, ein bewußtes technisches Machen, den Dichter-Schriftsteller als literarischen Ingenieur. Experimentell verfahren in Ansätzen die Romantiker. Experimentell arbeiteten Arno Holz, Dada, die Surrealisten. Der Begriff der «konkreten Poesie» (später sprach man von konkretistischen Texten) wurde von Eugen Gomringer in Anlehnung an Max Bill aus dem Bereich der Malerei (aus den Vorstellungen Mondrians, der Stijl-Gruppe, Kandinskys) übernommen. Als konkret wurde hier nicht das bezeichnet, was ein Bild abbildet und inhaltlich darstellt, sondern was die Eigengesetzlichkeit des Bildes ausmacht: Punkt, Linie, Fläche, die geometrischen Einteilungsprinzipien der Bildfläche und die Verhältniswerte der eigentragenden Grundfarben. Übertragen auf die Literatur bedeutet Konkretismus die rationale Reduktion auf Sprache und sprachliche Elemente;

<sup>1</sup> Erster Teil siehe «Orientierung» vom 15. Mai 1972, S. 107 ff.

<sup>2</sup> Kurt Marti, *Moderne Literatur*, in: Marti/Lüthi/von Fischer, *Moderne Literatur, Malerei und Musik*. Zürich und Stuttgart 1963, 22, 49, vgl. 154.

die Absage an dichterische Erfindungs-Subjektivität, Botschaft, Gefühl, an die durch Geschichte, Gesellschaft und Ideologie hergestellten Bedeutungen und Bedeutungsgefüge der Worte. Die Sprache wird thematisiert, das rationalisierbare Wort das eigentliche Konkretum der Sprache.<sup>3</sup>

Der Gefahr einer bloß formalen Spielerei und Verabsolutierung einer von Realität losgelösten Sprache, der Gefahr also einer neuen Unverbindlichkeit und Selbstgenügsamkeit, ist Marti als Christ, der durchaus an Inhalte glaubt und nach der Beziehung der Worte zur Wirklichkeit fragt, entgangen. Vergleichsweise nehmen bei Marti den Ort von *Le Forts* «Hymnen an Deutschland» (1932) seine «*Republikanischen Gedichte*» (1959, <sup>2</sup>1971) ein, den Ort der *Le Forts*chen «Hymnen an die Kirche» (1924) seine «*Leichenreden*» (1969). Wo die Gedichte *Le Forts* methodisch aus einer Mitte und Seele kommen, stehen Martis «*Gedichte am Rand*» (1963). Dabei kann es dann geschehen, daß eine vermeintliche Mitte gerade vom Rand her in ihrer Falschheit wahrgenommen und entlarvt wird. Die thematische und formale Veränderung vom hymnisch-neuromantischen oder seelisch belebten Gedicht früherer Autoren zum experimentell-konkretistischen Text bezeichnet die Veränderung der Bedingungen des Schreibens, die Veränderung der Epoche auch unter Christen. Marti treibt Gesellschafts-, Ideologie-, Sprachkritik. Er projiziert nicht Innerlichkeit, sondern entwickelt Welt, republikanische Welt und christliche Welt (meist wo und insofern sie verhärtet und falsch sind), aus dem Wort, zeigt unsere Welt in den Worten selbst.

### Reinigung der Sprache

Da ist zum Beispiel das Wort *Bund*. In der Schweiz trägt der Bundesgedanke das politische Selbstverständnis und die politische Regierungsform. Marti treibt das Wort durch die Wortfamilie. Sprachliche und gesellschaftliche Konkreta gefährden den ursprünglichen Sinngehalt des Wortes «Bund», zumal den religiösen. Interessenverbände dienen der jeweils eigenen Macht und Unterwerfung des Schwächeren. Verbundsysteme werden lobbyistisch ausgehandelt, Verbandsinteressen abgesprochen. Das Wort «Bund» und seine Wortverbindungen gerieten in einen andern Kontext. Katechese und Predigt können nicht so tun, als sei das Wort religiös nicht angeschlagen. Die Wortverbindungen «Alter Bund» und «Neuer Bund» können nicht mehr von sich aus als «heil» vorausgesetzt werden. Mit dem Lesen oder Hören der Formel «Neuer Bund» stellt sich das rechte Verständnis nicht von selbst ein. Verbände, Bündnisse, Machtinteressen, Verwaltungseinheiten wie Bundesanstalten oder Bundesländer haben die Wortwurzel belegt. Seine positiv emotionale Strahlkraft hat «Bund» weithin verloren. Man muß das Wort zuerst ideologiekritisch betrachten. Martis Verstext, auf Schweizer Verhältnisse bezogen, lautet so:

bund verband  
verbündet im bund  
der verbindet  
noch besser verbunden  
durch einen verband  
von vielen verbänden  
gründlich verbunden  
zum bund  
der den falschen finger  
verband<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Zum Begriff der «Konkreten Poesie» H. Heißenbüttel, in: *Über Literatur*. Olten und Freiburg 1966, 71–74. Siegfried J. Schmidt, *Konkrete Dichtung: Theorie und Konstitution*, in: *Poetica, Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*, München (Jan. 1971), 13–27.

<sup>4</sup> K. Marti, *Republikanische Gedichte*. Luchterhand, Darmstadt, Neuwied, Berlin 1971, 8.

Bewußtmachung und Reinigung der Sprache gehören seit langem zu den Aufgaben der Dichtung. Sie können auch mit den neuen literarischen Mitteln geschehen. Das Wort «Bund» im christlichen Kontext wird von Marti nicht berührt, indirekt wird es mitbetroffen, mitbeleuchtet, mitangeschaut.

Der Autor nutzt Slogans und alltägliches Sprachmaterial. Er sondiert sie, um Wahrheit herauszusieben. Dabei arbeitet er mit dem Wortspiel. Die Überschrift des Verstextes «sub pontio et pilato» aus dem Versband *gedichte am rand* (1963) ist der christlich geprägten Umgangssprache (von Pontius bis Pilatus laufen) entnommen. Der Sprecher nimmt den Text aufs neue wörtlich und verfremdet ihn. Wer Gott sucht «von pontius bis pilatus» erhält die entsprechenden Antworten: der Mann spinnt. Außerdem zahlen wir unsere Kirchensteuer. Im übrigen bitten wir mit Nachdruck, in Ruhe gelassen zu werden. Die sogenannte christliche Stadt, christliche Gesellschaft wird ihrer Gottlosigkeit überführt, das Wort Gott seiner gesellschaftlichen Unwirklichkeit.

*sub pontio et pilato*  
gott  
heißt es  
lebt in unserer stadt  
ich suchte  
von pontius bis pilatus:  
pontius hielt mich  
für einen mormonen  
pilatus  
für einen zeugen jehovas –  
beide beriefen sich  
auf die kirchensteuer, die sie entrichten  
und baten mit nachdruck  
in ruhe gelassen zu werden  
da niemand wisse  
was wahr sei  
gott  
heißt es  
lebt in unserer stadt  
sub pontio et pilato

Die zur Floskel herabgesunkene Sprache enthüllt unseren Umgang mit Gott. Im gleichen Versband versetzt Marti die Verlorenheit des verlorenen Sohnes in die Verlorenheit des Wohlstands. In der Verfremdung, in der Konkretisierung auf die heutige Situation scheint die Parabel Jesu neu auf, wenn auch, formal betrachtet, das Wortspiel nicht ganz gelungn ist.

*gleichnis in der progression*  
verlorener  
als der verlorene sohn  
im elend  
verlor sich  
der sohn  
des verlorenen sohnes  
im wohlstand  
er landete  
nicht am schweinekoben  
sondern hoch oben  
und nährte sich  
statt von trebern und kummer  
mit spargelspitzen und hummer  
verlorener  
als der verlorene sohn  
beim hummer  
wartet  
des sohnes  
verlorener vater  
im kummer<sup>5</sup>

<sup>5</sup> K. Marti, *Gedichte am Rand*. Niggli-Verlag, Teufen, Ausland: Köln, 1963.

## Leichenreden

Martis «Leichenreden» (1969) benutzen die Gattung der Leichenrede des Pfarrers am Grab für den Vers. Sie sagen auf knappstem Raum mehr über unsere Gleichgültigkeit gegenüber Leben und Tod, über unsere Verkappungen und Ideologisierung, als Bände von Leichenpredigten. Hier wird nicht billig getröstet, vergessen und beschönigt und dann alles im folgenlosen gelassen. Wie Silja Walter Erzählung und Gedichte doppelt in vorangestellten biblischen Texten und nachfolgenden Betrachtungstext, doppelt Marti seine Leichenreden in vorangestellte profane Zitate und eigenen Verstext. Die profanen zeitgenössischen Zitate aus Zeitungen, Philosophen, Schriftstellern, Theologen, Mauerinschriften wirken sehr viel fremder in diesem Kontext als die uns quasi-vertrauten, abgestumpften Bibelzitate. Die Zitate erregen Verwunderung, Gehör, Nachdenken, eine hohe Spannung zu Martis eigenem Text hin. In den inzwischen in 5. Auflage erschienenen «Leichenreden» hat der Schriftsteller und Pastor Marti seine Gemeinde gefunden. Leben und Tod werden neu angeschaut, verwundert, kritisch. Der ist als «ein armer Teufel» gestorben sagen wir, wenn einer nichts hinterließ. So aber, verdeutlicht uns Marti, ist Jesus von Nazareth gestorben, «der nichts hinterließ / als das Kleid / das er trug / ... als den Aufstand der Armen / in Ewigkeit Amen».

Martis vorletzte Leichenrede setzt sich mit den Herren dieser Welt und ihrer Art zu rechnen auseinander.

### (Zitate)

Die Auferstehung Christi von den Toten ist in der Religionsgeschichte analogielos, aber die apokalyptische Weltverwandlung zu einem noch völlig Unvorhandenen findet außerhalb der Bibel nicht einmal eine Andeutung.

Ernst Bloch

Wenn aber das Wehen des Heiligen Geistes das Volk, den großen Paria der Geschichte ergreift ...

Ludwig Derleth

La mort est nécessairement une contre-révolution.

Pariser Mauerinschrift  
Mai 1968

Auferstehung als «Aufstand Gottes gegen die Herren» und als Ideologiekritik. Der Text erinnert an Brechts «Fragen eines lesenden Arbeiters».

Marti arbeitet auch dokumentarisch. Sätze aus dem Referat des anglikanischen Nigerianers *Bola Ige* auf der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft stellt er zu einem Verstext zusammen. Die Rede des schwarzen Mannes übt Kritik an den selbstverständlichen Vorstellungen der Weißen. Die wohlhabenden Nationen bezeichnen zwei Drittel der Menschheit als «unterentwickelt» und «Dritte Welt», wobei sie die ersten beiden Welten unter sich aufgeteilt haben und der dritten nicht aus Nächstenliebe, sondern aus «Selbstinteresse» begegnen. Wiederum ist es die Auseinandersetzung des Armen mit dem reichen Mann.

### der friede

es kann keinen frieden geben  
in einer welt  
wo zwei drittel der menschheit  
von oben herab

als «arme» als «unterentwickelt» als «dritte welt»  
oder heute  
als «neuerwachte Völker»  
bezeichnet werden

es kann keinen frieden geben  
in einer welt  
wo die zukunft von 75 nationen  
durch das nackte selbstinteresse  
europas und amerikas  
bestimmt wird

es kann keinen frieden geben  
solange sich  
die sowjetunion und die usa  
anmaßen  
die zukunft anderer völker  
lenken zu wollen

es kann keinen frieden geben  
solange es in der welt  
noch eine einzige kolonie gibt  
und der neokolonialismus  
gefährlicher bleibt als sein vater  
der kolonialismus

wir mögen zwar arm sein  
doch nehmen wir es  
nicht länger als selbstverständlich hin  
daß alle farbigen völker  
arm  
und die weißen völker  
reich sind<sup>7</sup>

Hier wird unsere Rede aggressiv entideologisiert. Wir werden gezwungen, eine andere Sicht und Sprache anzuhören.

Marti signalisierte bereits 1963 den christlichen und kirchlichen Sprachverlust, und diesen als Verlust von Wirklichkeit. «Sprache, die zur Münzstätte ideologischer Parolen degradiert wird», schrieb er, «erkrankt an Realitätsverlust. An die Stelle von Spracherweiterung tritt Sprachsklerose. Die Sprache der Kirche ist für diese Sprachsklerose besonders anfällig. Die zum Teil unumgängliche Repetition überlieferter Sätze droht dauernd in eine Inflation christlich-ideologischer Parolen auszuarten, welche den Bezug zum Weltprozeß, zur Wirklichkeit verloren haben ... Das Grundübel ist, daß die ganze Sprache bloß metaphorisch geworden. Diese Sprache vergegenwärtigt nicht die Wirklichkeit, in der wir leben; der Geist nimmt in ihr ein historisches Kostüm an ... Man muß der Wirklichkeit neu begegnen»<sup>8</sup> – und zwar in und durch Sprache. Sprache zeigt und hält den Kontakt zur Wirklichkeit. Beide, Sprache und Kontakt, sind ein produktiver Vorgang, Ausdruck des Lebens selbst.

Martis sprachliche Praxis stellt sich, im ganzen gesehen, dieser theoretischen Forderung. Seine experimentellen und dokumentarischen Texte zeigen eine – nicht die einzige – Möglichkeit des Schreibens heute: Warum entsteht bei Silja Walter, trotz der seelenvollen Bilder und poetischen Worte, kaum ein Neuheitserlebnis, Anstoß, eine Verwunderung, ein Nachdenken, Staunen, oder wie immer man das nennt? Doch wohl deshalb, weil ihre Bild- und Metapherwelt zu sehr auf eingefahrenen Gleisen fährt. Sie ideologisiert nicht, aber sie repetiert. Und sie kann von Gemütern, die sich gern durch Schönes und Gestriges trösten lassen, als zu leichte Selbstbestätigung gelesen werden. Bei Marti ist das nicht möglich. Silja Walter hält sich mehr an die poetische Metapher als an die unpoetische Wirklichkeit. Ihre Metaphern sind von weit zurück und für hoch oben, eine Art Perlenweberei aus Andacht,

<sup>6</sup> K. Marti, *Leichenreden*. Luchterhand, Darmstadt, Neuwied, Köln 1969, 62 f.

<sup>7</sup> *Republikanische Gedichte*, a. a. O. 34 f.

<sup>8</sup> K. Marti, *Moderne Literatur*, a. a. O. 35 f.

der Griff in den «ewigen Vorrat christlicher Poesie». Aber diese Sätze greifen nicht recht in die Zeitungen, Projekte, Traktate, Hintertüren unseres Bewußtseins und unserer Sprache. Eine konfliktlose Überzeit breitet sich aus. Das Rezitieren der «Psalmen» früherer Zeiten kann je länger je weniger genügen, am wenigsten ihre Ent-Zeitlichung.  
(Fortsetzung folgt) *Paul K. Kurz SJ, München*

## Kirchenkampf im Nordosten Brasiliens

Noch immer dauert der Konflikt zwischen Großgrundbesitz, Polizei und Militär einerseits und der von tapferen Laien, Priestern und Bischöfen gestarteten Gegenaktion im Nordosten Brasiliens an, ja er hat sich in jüngster Zeit sogar verschärft.

Den sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund mag ein Zitat aus dem neuen Brockhaus (Stichwort Brasilien) verdeutlichen:

«Vom gesamtwirtschaftlichen Standpunkt aus sehr nachteilig wirkte sich die ungleiche regionale Förderung der Industrie aus. In den Staaten São Paulo, Guanabara und Minas Gerais, namentlich im Dreieck São Paulo/Rio de Janeiro/Belo Horizonte (im Süden), befanden sich 1960 rund 75 % der brasilianischen Industrie; hierher floß auch der überwiegende Teil der staatlichen Industriekredite sowie des Auslandskapitals. Dabei umfaßt dieses Industriebecken nur rund 1,2 % der Landesfläche.

Der starken Förderung dieses Gebietes steht die Vernachlässigung namentlich des bevölkerungsreichen Nordostens gegenüber, der den Zipfel von Pernambuco (neun Bundesstaaten mit rund 25 Millionen Menschen) umfaßt. Das ohnehin sehr niedrige Lebenshaltungsniveau seiner vornehmlich landwirtschaftlichen Bevölkerung ging zwischen 1950 und 1960 noch weiter zurück. Mit einem durchschnittlichen Einkommen je Einwohner von jährlich 300 DM war der brasilianische Nordosten 1960 das größte Armuts- und Hungergebiet der westlichen Welt. Seit 1965 wird versucht, durch Einkommenssteuerabschläge, Erlaß der Einfuhrsteuer sowie durch Kredite Investitionen hierher zu leiten. Aber in diesem auch von der Natur benachteiligten Gebiet führt allein die Rationalisierung der vorherrschenden Zuckerrohrkultur schon zu mehr Arbeitslosen, als eine neue Industrie aufnehmen kann.»

Solch – rein sachlich – schwierige Lage würde ein verantwortungsvolles Zusammenarbeiten aller Gesellschaftsschichten erfordern. Doch weit davon: Die herrschenden Klassen, insbesondere die Großgrundbesitzer der Zuckerrohrkulturen, scheinen ohne Rücksicht auf die Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit lediglich auf ihren Gewinn bedacht. Mehr noch: Eine furchtbare Angst vor Revolution und Umsturz erfüllt sie. Noch sitzt ihnen «die gewaltsame Aneignung von Ländereien durch die aufgebrachten Bauern» (Brockhaus) von 1960/61 in den Knochen. Das Schreckgespenst des Kommunismus geht um.

Anders verhält sich seit Medellín 1968 (der lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Kolumbien im Anschluß an den Besuch des Papstes in Bogotá) eine wachsende Zahl von Priestern und Bischöfen auch im Nordosten Brasiliens. Sie sind alles eher als Kommunisten. Ihr Plan ist vielmehr die friedliche Erziehung der armen Bevölkerung zur selbsttätigen Wahrung ihrer Rechte. Sich selbst in erster Linie auf die Seite der Armen und Notleidenden zu stellen, erscheint ihnen eine Forderung des Evangeliums, auch wenn sie dafür von den besitzenden Klassen als «subversive Kräfte» verschrien werden. Diese bedienen sich der Polizei, die sich in Brasilien anscheinend fast zu einem Staat im Staat mit weitgehender Autonomie ausge-

wachsen hat. In ihre Methoden hat die Regierung kaum Einblick. Doch glaubt sie, diese Schlägertruppe nötig zu haben, um das Land vor dem Chaos zu bewahren. Das Militär selbst scheint gespalten. Teilweise jedenfalls rekrutiert es sich aus den Kreisen der Besitzenden und stützt sie daher.

Kirchlich gesehen teilt sich der Nordosten (den Bundesstaaten entsprechend) in neun Kirchenprovinzen. An der Spitze jeder Provinz steht jeweils ein Erzbischof, dem mehrere Bischöfe (Suffragane) zugeordnet sind. Sieht man von der größten Provinz Bahia (fast sechs Millionen Katholiken) ab, weil sie am weitesten im Süden liegt mit bereits etwas anderen Verhältnissen, dann sind von den anderen acht Kirchenprovinzen Pernambuco und Ceará die bedeutendsten. Die erzbischöflichen Sitze sind Recife-Olinda (*Pessoa Helder Câmara*) und Fortaleza (*de Madeiros Delgado*). Helder Câmara's Distrikt umfaßt acht, Madeiros Delgado's Provinz fünf weitere Diözesen. Von diesen beiden Regionen werden die meisten Übergriffe der Polizei gemeldet. Zwei Affären sollen als Beispiele herausgegriffen werden.

### Der Kampf des Bischofs Fragozo

Am 2. Januar 1972 sandte der Bischof von Crateús – das zur Provinz Ceará gehört – einen Situationsbericht an die brasilianische Bischofskonferenz, an die Bischöfe des Nordostens und an den Chefdekan der Militärseelsorge Brasiliens. Er schildert darin, was in der Pfarrei von Tauá, die von drei Priestern (einem Italiener, einem Franzosen und einem Brasilianer) betreut wurde, geschehen ist. Darin heißt es wörtlich:

«Die Padres *José Pedandola*, *João Benévent* und *Joel de Borgne* waren verantwortlich für die Pastoral in Tauá.

▷ Weil sie sich in erster Linie für die Evangelisation der Ärmsten entschieden hatten, waren sie nicht bereit, die Religion zu einer reinen Verschönerung bürgerlicher Feste oder zu einem politischen Instrument zu degradieren. Sie lehnten es ab, mit besonderer Festlichkeit Dankesmessen oder Hochzeiten für privilegierte Schichten zu gestalten. Das gab gewissen Schichten den Anlaß, eine Kampagne gegen sie in Gang zu setzen.

▷ Man klagte sie an als «Sozialisten», «Kommunisten», «Agitatoren», «Subversive».

▷ Gewisse Leute bemächtigten sich heimlich persönlicher Dokumente aus dem Pfarrhaus und übergaben sie der Bundespolizei.

▷ Die Polizei ordnete an, in ostentativer Weise die Predigten der Padres auf Band aufzunehmen.

▷ Nach der Inhaftierung von Padre *Geraldinho de Oliveira Lima* (er wurde im Juli 1971 in Natal – einer andern der acht Kirchenprovinzen – verhaftet und am 19. September in Recife vom Militärgerichtshof zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil man angeblich in seiner Aktentasche eine subversive Zeitung gefunden hat) drang die Bundespolizei, in Begleitung des Polizeihauptmanns *Cintra* von der Landespolizei, in das Pfarrhaus von Tauá ein und durchsuchte alles nach subversiven Schriften.

▷ Man verhaftete den Vorsitzenden des Landarbeitersyndikates von Poço da Onça und verhörte ein Dutzend Mitglieder des Syndikates. Einziger und ständiger Gegenstand der Verhöre: die subversive Tätigkeit der Padres.

▷ Padre José besuchte seine Familie in Italien, Padre Joel fuhr nach Frankreich. Beiden bereitete die Bundespolizei erhebliche Schwierigkeiten.

▷ Als Padre José Anfang Oktober nach Tauá zurückkehrte, besetzte am 13. Oktober die Polizei das Pfarrhaus, führte den Padre als Gefangenen mit sich, ohne ein Recht auf Verteidigung zu gewähren. Am 23. Oktober wurde er auf das Schiff «Ananery» gebracht und nach Portugal geführt. Der Polizist, der

ihn verhaftet hatte, begleitete ihn bis Lissabon. Der Pater hatte zwar ein gültiges Dauervisum, die Polizeibehörden von Recife hatten ihm auch den legalen Rückreisevermerk gegeben. Aber in seiner Abwesenheit war ihm die Aufenthaltserlaubnis in Brasilien entzogen worden, wovon ihn niemand benachrichtigte.»

Zum Protest hielt nun Bischof Fragoso auf den Rat des Pfarrkomitees einen gemeinsamen Gottesdienst in der Kirche von Tauá mit dem Bischof der Nachbardiözese Iguatá und schloß für eine gewisse Zeit die Kirche, als «öffentliche Anklage gegen die Verantwortlichen».

Die Verantwortlichen aber setzten ihre Verleumdungskampagne fort; sie suchten auch Priester aus andern Diözesen für Tauá zu gewinnen. Jedoch ohne Erfolg, denn Bischof Fragoso hatte die Nachbarbischöfe unterrichtet.

Nun wandten sich «die Verantwortlichen», das heißt jene privilegierten Schichten, von denen der Bischof oben sprach, an das Militär – und siehe, die Militärpfarrer erschienen. Vor der Kirche wurde ein Podest errichtet und am 30. Dezember zwei Messen gefeiert, eine dritte am 31. Dezember auf dem Sportplatz und am 1. Januar 1972 vor der Polizeiwache eine vierte.

Fragoso sagte zu einem der Militärpfarrer: «Im Blick auf die Solidarität der einen Kirche betrachte ich unter den gegenwärtigen Umständen diese Messen als politisches Spiel.» In seinem oben zitierten Brief sagt er: «Warum diese Meßfeiern zu einer Zeit, da das Herz des Bischofs und seiner Priester betroffen ist vom Leid um den gefangenen Padre Geraldinho und den vertriebenen Padre José? Welchen Sinn können diese Meßfeiern haben, wenn wir wissen, daß jene, die sie arrangiert haben, dieselben sind, die die Verleumdungskampagne gegen Padre José in Gang setzten, Leute, die sich niemals für das Reich Gottes eingesetzt haben?» Und er erinnert an den Fall von Fortaleza, wo ein anderer Padre im Mai aus ähnlichen Gründen verurteilt worden war, worauf der Erzbischof und 102 Padres beschlossen, «angesichts der Verletzung der Rechte der Person alle Kirchen der Stadt über Pfingsten zu schließen». Damals erklärte der General *Jansen Barrose* den Portugiesischen Platz zur militärischen Zone, Militärpfarrer zelebrierten die Messe und einer von ihnen erklärte in seiner Predigt: «Hier sind wir alle vereint im Glauben an die Größe Gottes und, hier auf Erden, an die Macht der Menschen. Eines Sinnes, zusammengefaßt in der bewaffneten Streitmacht, den Soldaten des Vaterlandes, den Soldaten Christi, und das sind alle Militärs Brasiliens. Und hier sind ihre Kapläne, stark im Glauben an ein großes Brasilien, im Glauben an seine noch größere und glücklichere Zukunft, im Glauben an den ewigen Frieden der wahren Gottessöhne, den die großartige Revolution von 1964 für Brasilien bringen wird.»

#### Solidaritätserklärung der Bischöfe in der Region I

Am 2. Januar hatte Fragoso seinen Brief geschrieben, am 12. Januar bereits versammelten sich die Oberhirten von drei Kirchenprovinzen (insgesamt 21 Bischöfe), die als Region I von Nordostbrasilien zusammengefaßt sind, in der neuen, von Franziskanern geleiteten Stadt Bacabal (Staat Maranhão), deren Bischof *Rettler* (67) in Castrop-Rauxel (Paderborn) geboren ist, und sandten ein Solidaritätsschreiben an Bischof Fragoso (siehe Kasten).

#### Die Lage in Recife-Olinda

Nicht besser als dem Bischof Fragoso in Crateús ergeht es dem Erzbischof Pessoa Helder Câmara in Recife-Olinda. Ihm hat man einen seiner besten Mitarbeiter, den Belgier *Comblin*, entrissen. Comblin lebte schon zehn Jahre in Recife und war der Koordinator der theologischen Studien daselbst. Ihm

Bacabal, den 14. Januar 1972

Carissimo Dom Fragoso. Paz e bem! Friede und Heil! Für uns Erzbischöfe und Bischöfe von Ceará, Maranhão und Piauí\* ist es eine unverzichtbare Pflicht, das 8. Treffen der bischöflichen Kommission hier in Bacabal zu benützen, um Ihrer Person als Hirte von Crateús unsere Hochschätzung, unsere brüderliche Freundschaft und Kommunion zu bezeugen in einer für Sie und Ihre Diözese harten Zerreißprobe.

Wir kennen die Ereignisse, die Sie in eine große Bedrängnis geführt haben. Wir wissen um die geweckten Zweifel bezüglich Ihrer pastoralen Linie, wie die Ihren Mitarbeitern auferlegten Leiden: einige wurden ausgewiesen, andere werden ständig bewacht, einer wurde verurteilt.

Sehr wohl wissen wir, daß dem treuen Nachfolger Jesu Christi aufgegeben ist, an seinem eigenen Leib zu ergänzen, was am Leiden Christi fehlt, und daß der Schüler nicht über dem Meister sein kann. Wir erinnern, wie Christus den furchtsamen und verunsicherten Gefährten auf dem Weg nach Emmaus erklärte, daß Christus zuvor all dies zu leiden hatte, um dann in seine Herrlichkeit einzugehen. Nach dem Beispiel des großen Bischofs Paulus dürfen Sie sich rühmen, wie er es tut in seinem zweiten Brief an die Korinther 11, 16–33, daß Prüfungen und Verfolgungen in Erfüllung seines Dienstes den Sinn haben, ihn gerade treu zu seiner Mission zu machen, die er nicht von Menschen, sondern von Gott selbst innerhalb der Kirche und des ganzen Episkopates erhalten hat.

Wir wissen, daß jeder Bischof im Geiste seiner Hingabe und in Treue zum Wort des Evangeliums und der pastoralen Linie seines Landes und seiner Ortskirche sich müht, mit seinen Mitarbeitern den wichtigsten Appellen aus seiner Herde zu dienen. Wir wissen um Ihre apostolische Sorge gerade um die Armen und Unterdrückten, ohne dabei andere Personen oder Gruppen auszuschließen.

Andererseits sind wir sicher, daß diese Ihre Arbeit der Evangelisation mit der Grundvoraussetzung, das Bewußtsein der menschlichen Würde und ihrer Rechte zu wecken, unerläßlich ist zum wahren Wachstum des brasilianischen Volkes. Sie kann nur von denen nicht gern gesehen und bejaht werden, die nicht erfaßt haben, welche Konsequenzen und Implikationen die Lehren wichtiger Dokumente beinhalten, wie die Konstitution «*Gaudium et spes*» des Zweiten Vatikanums, die sozialen Botschaften Pauls VI., besonders «*Populorum progressio*» und «*Octogesimo adveniens*», wie auch die Appelle der gesamtlateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín.

Sie sind in Ihrer Diözese dabei, in Zusammenarbeit mit Ihrem Klerus, Ihren Laien und Ordensleuten ganz von der Basis her eine lebendige Kirche zu bauen, die ein Zeichen der Kommunion und Hoffnung für alle ist, die sich von der Sünde abwenden und der Einladung zum Leben folgen.

Darum bezeugen Ihnen Ihre Brüder im Episkopat ihr Vertrauen mittels dieses Briefes, stellen sich an Ihre Seite, möchten teilhaben an Ihren Leiden von heute, um morgen mit der Kirche von Crateús die Früchte Ihres Eifers und Apostolates ernten zu können.

Im Namen unseres gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus (Unterschrift aller versammelten Erzbischöfe und Bischöfe, insgesamt 21).

\* Auch der Erzbischof von Teresina, Provinz Piauí, mit Namen Dunkelberg, ist Franziskaner und in Deutschland (Münster) geboren.

wurde am 24. März 1972, als er von einem Heimaturlaub zurückkehren wollte, die Wiedereinreise nach Brasilien verweigert. Die Begründung ist typisch: In einem Brief Comblins an Bischof Fragoso (!) glaubte die Zensur «marxistische Wörter» gefunden zu haben. Man kann die Angst vor einer subversiven Verschwörung mit Händen greifen!

Angst aber ist eine Krankheit, die um sich greift wie Krebs. Sie macht den Menschen rasend, raubt ihm Umsicht und Verstand, verleitet ihn, sinnlos um sich zu schlagen. Auch das ist eine Eskalation zum Tod. Wir zitieren aus einem Brief, der uns von Recife erreicht:

«Viele Studenten sind in letzter Zeit verhaftet worden, auch eine Reihe von Arbeitern. Ein der ACO (Katholische Aktion der Arbeiter) liiertes Mädchen wurde dieser Tage fast zu Tode gefoltert, wie Bekannte, die bei der Geheimen Staatspolizei (DOPS) Dienst tun, erzählten. Es sei erstaunlich, daß das Mädchen die Folterungen lebend überstanden habe. – Unvorstellbares ereignet sich: Junge Menschen werden am helllichten Tag mitten in der Stadt entführt. Vor vier Tagen eine Studentin, 24 Jahre alt, die auf den Bus wartete. Ein Jeep hielt neben ihr, die erschrockenen Leute sahen nur, wie man ihr einen Sack über den Kopf stülpte und sie mitnahm. Niemand weiß, wo das Mädchen ist. Es kann sich – wie es augenblicklich aussieht – nur um wenige Wochen handeln, bis hier in der Diözese alles zugemacht wird. Dom Helder hat gestern bekanntgegeben, daß er wegen der Lage in Recife seine UNCTAD-Reise nach Chile, die für heute (5. Mai) geplant war, aufgegeben hat. Inwieweit darin die Sorge liegt, er werde nicht mehr ins Land gelassen, weiß ich nicht ...»

Zum Tag der Arbeit hat denn auch Helder Câmara mit seinem Weihbischof und Generalvikar *José Lamartin Soares* einen Hilferuf an alle Bischöfe Brasiliens verschickt. Er meint, die staatliche Obrigkeit sei der Ansicht, die «Subversion» habe sich besonders nach Fortaleza (Provinz Ceará) und Recife (Provinz Pernambuco) verlagert. Die beiden Provinzen grenzen rechteckig aneinander. Auch er berichtet, daß Arbeiter «häufig» aus den Fabriken weg verhaftet werden; man betrachtet sie als Terroristen und Agitatoren. Andere hole man

## «Transzendente Meditation»

Als ich im vergangenen Jahr während meines Hindi-Studiums einmal die «Akademie für Meditation» in Rishikesh (Nordindien) besuchte, lud mich ein Jünger des bekannten Maharishi *Mahesh Yogi*<sup>1</sup> ein, etwa drei Wochen dort zu bleiben. Wenn ich mich so lange der transzendentalen Meditation hingäbe, so versicherte er mir, bräuchte ich nachher die Hindi-Sprache nicht mehr zu lernen, ich könne es. Meine recht ungläubige Verwunderung darüber gab ihm Gelegenheit, mir mehr von dieser Art der Meditation, von den dabei frei werdenden Kräften und der unendlichen Energiespeicherung im Einswerden mit dem absoluten Bewußtsein zu erzählen. Wir hatten ein angeregtes Gespräch – wahrscheinlich auch deswegen, weil ich gewisse Bedenken anmeldete, mich nach seiner Anweisung an das kosmische Sein zu verlieren. Beim Abschied nahm ich jedoch das Buch des Maharishi «Die Wissenschaft vom Sein und die Kunst zu leben»<sup>2</sup> entgegen.

### «Export-Hinduismus»

Während ich mich gelegentlich etwas reumütig an die transzendente Meditation erinnerte, wenn ich mich mit neuen Vokabeln und Grammatikregeln des Hindi herumplagte, wurde über die gleiche Meditationsmethode auch in der Schweiz gesprochen. In Indien hatte die Bewegung bisher zwar wenig Schule gemacht.<sup>3</sup> Dennoch bedauerte ich im Grunde, daß sie, wie ich aus Briefen und Zeitungsausschnitten vernahm, in der Schweiz auf gewisse Opposition stieß. Wenn man heute stark den Dialog mit andern Religionen betont, muß man die Möglichkeiten benützen, die sich bieten. Wir können uns ja kaum den Hinduismus auswählen, dem wir begegnen möchten,

<sup>1</sup> Obschon heute dem Titel Maharishi (großer Seher) gewiß nicht mehr die Bedeutung zukommt, die ihm zum Beispiel die mythische Literatur beimißt, läßt er doch viel von der ursprünglich bezeichneten Allmacht anklängen.

<sup>2</sup> «The Science of Being and Art of Living», International SRM (Spiritual Regeneration Movement) Publications, Stuttgart 1966. Das Buch ist eine Niederschrift von Gedanken, die der Maharishi auf Tonband gesprochen hatte. Es liegt noch keine deutsche Übersetzung vor.

<sup>3</sup> In Rishikesh mußte ich mich mehrmals erkundigen, um das Haus ausfindig zu machen. Bei einer Studentenversammlung in Delhi soll der Autor der transzendentalen Meditation nicht gerade gut angekommen sein.

von der Straße weg und setze sie in Autos ohne Nummernschilder. Der Bischof stellt fest: «Der einzige Grund für dieses Mißtrauen und die Maßnahmen gegen die Kirche liegt darin, daß wir es mit unserem Gewissen nicht vereinbaren können, die bestehenden Verhältnisse zu unterstützen. Man nennt sie «soziale Ordnung»; tatsächlich sind sie Strukturen der Unterdrückung, die die Söhne Gottes in untermenschlichen Verhältnissen versklaven.»

Helder Câmara anerkennt, daß Brasilien zurzeit nicht ohne Erfolg nach wirtschaftlichem Wachstum strebt. Er bedauert aber, «daß das wiederum auf Kosten der Kleinen geschieht, die ohne Chance und ohne Stimme sind», wie er dies bereits eindrücklich in seinem Büchlein «Stimme der stummen Welt» (deutsch im Pendo-Verlag, Zürich) dargelegt hat, das das Fastenopfer 1971 in Gemeinschaft der christlichen Kirchen für die Schweiz verbreitet hat.

Auf Ende Juni will Dom Helder Câmara Münster/Westfalen, Wien und Freiburg i. Br. besuchen. Ob er auch diese Reise zugunsten der Dritten Welt wird absagen müssen, wie den geplanten Besuch der UNCTAD? Niemand leugne, daß heute unter dem Deckmantel kühler Sachlichkeit Kräfte am Werk sind, deren wahres Gesicht ebenso untermenschlich ist wie die Kriege, die uns heute so grausam erschüttern. *M. G.*

sondern müssen versuchen, gerade auch solche Formen des exportierten Hinduismus zu benützen, um etwas von dem zu erfassen, wovon die vielen Millionen Hindus leben.<sup>4</sup> Weil uns der christliche Glaube ermöglicht, den andern nicht nur zu tolerieren, sondern ihn zu lieben, ihn also zu bejahen, ohne ihn absorbierend in unser System einzugliedern, müßten wir auch eine solche Möglichkeit vermehrten Kontaktes begrüßen.<sup>5</sup>

### Heilsversprechen

Die Ziele der transzendentalen Meditation sind zahlreich. Wir können ohne zu übertreiben und bestimmt auch mit der Einwilligung ihres Autors von einem «Allheilmittel» sprechen. Der aus der transzendentalen Meditation resultierende Segen, so wird nämlich betont, breitet sich buchstäblich ins *ganze* Universum aus, er durchdringt also auch sämtliche Bereiche des Individuums wie der zwischenmenschlichen Beziehungen. Die zu erwartenden Früchte heißen: beste physische und psychische Gesundheit, vollkommene Freiheit in harmonischer Umwelt, größtmögliche Effizienz bei geringstem Energieverbrauch, Denkkraft, Konzentration, Fähigkeit zum richtigen Handeln, Selbstvertrauen usw. Es kann daher behauptet werden, die transzendente Meditation sei Erfüllung des Lebens, sie führe zur Vollendung aller Religion und Philosophie, zur eigentlichen «Gott-Verwirklichung».<sup>6</sup> Da diese Meditation den einzelnen in den ganzen kosmischen Strom einbettet, wird die Methode konkret zum Beispiel zur Reintegration von Strafgefangenen empfohlen. Auch in jeder realen Friedenspolitik verfehle sie nicht ihre Wirkung.

Die hier angedeutete Zielsetzung mag genügen, um zu erkennen, daß transzendente Meditation trotz ihres «mystischen» Charakters nichts mit Weltfremdheit zu tun hat, wie man sie dem Hinduismus gelegentlich gerne nachsagte. Mahesh Yogi will denn auch bewußt als weltfreudiger Mensch auftreten. Zeichenhaft läßt er sich gerne mit einer Blume in der Hand und mit abgeklärt lächelndem Gesichtsausdruck photographie-

<sup>4</sup> Über ähnliche Formen wie zum Beispiel die der «Divine Light Mission» können wir bei anderer Gelegenheit berichten.

<sup>5</sup> Es handelte sich um das Meditationszentrum in Seelisberg. Dabei fehlte es wohl auch am nötigen Gespräch und an einer taktvollen Abklärung, ob ein Projekt von solchem Ausmaß für eine kleine, unvorbereitete Berggemeinde tragbar sei.

<sup>6</sup> «God-realization», ein oft wiederkehrender Ausdruck.

ren. Warum sollten sich gehetzte, an der Oberfläche ihrer selbst lebende Menschen, die sich in einer technisierten Zivilisation nicht mehr zurechtfinden und friedlos sind, von den Verheißungen der transzendentalen Meditation nicht angesprochen, ja aufgefordert fühlen?

### Voraussetzungen

Transzendente Meditation soll grundsätzlich jedermann zugänglich sein. Sie soll einen bestimmten Glauben oder die Ausübung einer bestimmten Religion nicht nur nicht behindern, sondern erst recht ermöglichen. Da es aber schon von der Zielsetzung her um letzte Fragen und Werte geht, muß der Maharishi selbstverständlich von gewissen Voraussetzungen ausgehen. Um seine Methode einigermaßen zu begreifen, müssen wir diese kurz beleuchten, selbst wenn wir hier die einzelnen Lehren nicht näher darstellen können. Der Entdecker der transzendentalen Meditation ist Hindu. Er denkt und argumentiert durchaus von der großen Hindutradition her, die manchmal – eher zu Unrecht – mit einem unentwirrbar wuchernden Urwald verglichen wurde. Wie viele Vertreter des Neohinduismus können wir auch Mahesh Yogi zur *advaita* (Nicht-Zweiheit)-Schule zählen. Die «Nicht-Zweiheit» des Seins ist ihm selbstverständliche Grundlage. Die natürlich auch von ihm erfahrene Vielheit gehört dem relativen Seinsbereich an. Für das Verhältnis des relativen und absoluten Seins ist festzuhalten, «daß sichtbare Schöpfung und unsichtbares Sein trotz ihres scheinbaren Unterschiedes in Wirklichkeit ein und dasselbe sind».<sup>7</sup> Das seit jeher gebräuchliche Bild vom Ozean, das der Maharishi immer wieder zur Veranschaulichung der Einheit und Einigung bezieht, muß in diesem Sinne verstanden werden. Für einen religiös gebildeten Hindu steht da unweigerlich die eschatologische Idee des *mahapralaya*, des großen Weltuntergangs, dahinter, wo Gott als Yogi alles in sich absorbiert, um aus dem fruchtbaren Chaos des Weltmeeres wieder neue Welten entstehen zu lassen. «Der Kreislauf von Schöpfung und Auflösung ist der ewige Kreislauf in der Ewigkeit des Seins.»<sup>8</sup> Obschon verschiedentlich auf die *Bhagavadgita*<sup>9</sup> hingewiesen wird, findet die Religion der *bhakti*, der affektiv liebenden Hingabe, im System der transzendentalen Meditation nur einen untergeordneten Platz. Der emotionale Weg der *bhakti* zur Gottverwirklichung wird eher geduldet als empfohlen, da er nur zum «persönlichen» und nicht zum «unpersönlichen Gott» führt. Der persönliche Gott aber gehört bereits zur «Schöpfung», das heißt zum relativen Sein.<sup>10</sup> Seine Individualität wird ebenfalls verschwinden: «Mit der Auflösung der Schöpfung geht der allmächtige, persönliche Gott auch in den unpersönlichen, absoluten Zustand des Höchsten ein und wird mit der Schöpfung wieder erscheinen, um an oberster Stelle zu wohnen.»<sup>11</sup> Aus den Darlegungen des Maharishi wird gut ersichtlich, daß alle einzelnen Individuen sich in erster Linie deswegen im Kreis der Wiedergeburt befinden, weil eben die persönliche Gottheit selbst in Ewigkeit transmigriert.<sup>12</sup>

Der Glaube an die Wiedergeburt ist bekanntlich eng mit der Lehre des *karma*, der Handlungen und deren Vergeltung, ver-

knüpft. Zu den Voraussetzungen der transzendentalen Meditation gehört denn auch das Gesetz vom *karma*. Da für den modernen Menschen gerade das Handeln als unumgänglich notwendig anerkannt wird, kommt der *karma*-Lehre eine entsprechend wichtige Bedeutung zu. Darnach affiziert jede Handlung nicht nur das ganze Universum, sondern wirkt nach strengem Gesetz vor allem auch auf den Handelnden zurück: «Wenn der Mensch in der Gegenwart leidet, ist es die Folge davon, daß er Unglück, Krankheit und Leiden in die Atmosphäre streute.»<sup>13</sup> In diesem Zusammenhang ist es zunächst eminent wichtig, daß der Mensch das Richtige tut. Freilich ist damit das Problem nicht gelöst, denn jedes Handeln, auch das gute, häuft *karma* auf, hält den Menschen also unausweichlich im relativen Feld der Wiedergeburt fest. Logischerweise erklärt daher auch Mahesh Yogi, «die Natur des (absoluten) Seins und die Natur des *karma* seien unvereinbar».<sup>14</sup> Doch er glaubt, mit Hilfe der transzendentalen Meditation «das Feld des *karma* durch das Licht des Seins verklären zu können».<sup>15</sup>

### Methode

Im Rahmen der angeführten Voraussetzungen läßt sich, wie ich meine, die eigentliche Technik der transzendentalen Meditation leichter verstehen. Ich darf gleich vorausschicken, daß der Beschreibung der Meditationsmethode ein fast enttäuschend knapper Platz eingeräumt wird. Wie können wir das absolut Transzendente direkt erfahren, wie sollen wir da vorgehen? Prinzipiell kann die Bewegung auf das Transzendente von jeder Sinneserfahrung ihren Anfang nehmen. Mit den Augen zum Beispiel können wir ein Objekt bis zu der für unser Sinnesorgan noch wahrnehmbaren Dimension betrachten. Darüberhinaus können wir es mit dem «Auge des Geistes» sehen. Wenn wir dann die Erfahrung des feinsten Zustandes noch übersteigen, erreichen wir den (absoluten) Seins-Zustand. Mahesh Yogi erläutert den Vorgang mit dem Vergleich einer aufsteigenden Wasserblase. Die Wellen der Oberfläche stellen unseren bewußten, groben Erfahrungsbereich dar. Wie eine Blase aus dem stillen, unbewegten Ozean aufsteigt und dabei stets an Volumen gewinnt, so entspringt ein Gedanke einer tieferen Schicht des Unbewußten. Auch er nimmt dabei eine stets größere Form an, bis er sich schließlich zum Beispiel im hörbaren Wort formuliert. Steigen wir systematisch bis zu seinen subtilsten Formen nieder, wird der Bereich des Unbewußten stets geringer. Wir holen am Ende seinen Ursprungspunkt ein und werden – diesen transzendierend – eins mit dem reinen, glückseligen Bewußtsein des Seins. «Der Geist verliert seine Individualität und wird kosmischer Geist ... der Geist existiert nicht mehr, er wird Existenz.»<sup>16</sup> In diesem Augenblick erfüllen sich natürlich all die herrlichen Heilsversprechen, die oben angeführt wurden. Wer aus dem «kosmischen Bewußtsein» wieder ins relative Feld der Tätigkeit zurückkehrt, wird zwar wieder Individuum, doch leuchtet durch die wiederholte Übung der transzendentalen Meditation das absolute Sein dauernd in sein relatives Leben hinein.<sup>17</sup> Wie man den unbewußten Ursprungspunkt tatsächlich erreicht und wie man ihn sogar zu transzendieren vermag, das wird im Buch nirgendwo beschrieben.

Eines jedoch wird immerhin erwähnt: Der einzelne muß je nach seiner Eigenart dem für ihn richtigen und geeigneten Gedanken nachgehen. Um diesen zu finden, braucht er einen *Guru*, einen Führer. Das ist auch der Grund, warum in einem

<sup>7</sup> Seite 41.

<sup>8</sup> Seite 43.

<sup>9</sup> Diese meistgelesene Schrift der Hindus, die allzu oft nicht im Zusammenhang des großen Epos betrachtet wird, in dem sie steht, gehört zur bhakti-Literatur.

<sup>10</sup> Für den Schöpfergott Brahma ist das richtig. Es ist ja nicht zufällig, daß ihm kein Tempelkult dargebracht wird. Vishnu- oder Shiva-Verehrer, also eine Mehrheit von Hindus, könnten so einfach kaum zustimmen.

<sup>11</sup> Seite 278.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Madeleine Biardeau, *Etudes de mythologie hindoue, I. Cosmogonies puraniques*, in: *Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient*, Vol. LIV, Paris 1968, S. 45.

<sup>13</sup> Seite 137. Das karma muß auf jeden Fall ausgetragen werden: «Wenn ein Mensch befreit und seine Individualität in die kosmische Existenz eingegangen ist, dann wird der Einfluß seines karma vom Sohn oder Enkel oder von einem Blutsverwandten empfangen» (ebd.).

<sup>14</sup> Seite 47.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Seite 61.

<sup>17</sup> Ebd.

Buch gar nicht konkret auf das eigentlich Entscheidende der Meditationstechnik eingegangen werden kann. Der Hinweis auf den Guru ist beste indische Tradition. Seinem eigenen Guru erweist Maharishi Mahesh Yogi tiefste Ehrfurcht. Er gibt ihm den Titel «Seine Göttlichkeit *Swami Brahmananda Saraswati Jagadguru Shankaracharya*». <sup>18</sup> Mit der nötigen Führung soll jedermann zum Ziel kommen, gleichgültig seines Gemütes, der seelischen Verfassung oder Begabung. Es wird mehrmals betont, die Methode sei «einfach und automatisch», ein «mechanischer Weg» zur Gottverwirklichung. <sup>19</sup> Hier ist anzufügen, daß ein Guru auch nötig ist, um allfällige negative physiologische Folgen der geistigen Konzentration zu vermeiden.

### Transzendente Meditation und Christentum

Da ich mich selbst bisher nie mit Hilfe eines dafür ausgebildeten Leiters dieser Art von Meditation widmete, möchte ich deren tatsächliche Möglichkeiten nicht beurteilen. Es scheint mir allerdings nicht einsichtig, daß «die Lehre dieses Buches an keinen bestimmten Glauben gebunden» ist, da sie angeblich «die wesentliche Wahrheit, die allen Glaubensbekenntnissen

zu Grunde liegt», behandelt. <sup>20</sup> Ganz abgesehen davon, daß manchmal zu simpel mit allerlei Vergleichen aus dem materiellen Bereich übergangslos auf geistige Wirklichkeiten und Werte geschlossen wird, bin ich nicht so sicher, zu welchem Gott solche Meditation führt. Kann er auch der Gott sein, der Liebe ist, derjenige, der uns in seiner Gnade befähigt, nicht nur ihn, sondern auch jeden andern begrenzten Menschen je in sich und ohne Ende zu lieben? Daß wir uns aber in Christus weit mehr dem ganzen Kosmos verbunden wissen müßten, nicht um unsere Individualität zu verlieren, sondern um erst Person zu werden, daran kann uns die Begegnung mit Maharishi Mahesh Yogi bestimmt erinnern.

Hubert Hänggi, Zürich

<sup>18</sup> Swami bedeutet etwa soviel wie «Hochwürden». Jagadguru heißt «Lehrer des Weltalls». Bhagwan ist die beliebte Bezeichnung Gottes in der bhakti-Religion. Auf die andern, eigentlichen Namen brauchen wir hier nicht einzugehen.

<sup>19</sup> Seite 56 und Seite 302. Die hier nahegelegte Selbsterlösung ist möglich, da der Mensch seinem eigentlichen Wesen nach ja schon das ist, zu dem er sich befreien soll.

<sup>20</sup> Seite 12.

## Glauben heute

### Katholischer Glaubenskurs (KGK)

2 Jahre (6 Trimester) Vertiefung des heutigen Glaubensverständnisses auf biblischer Grundlage für Damen und Herren mit abgeschlossener Volksschule.

**Abendkurse** an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz sowie **Fernkurs**.

Beginn des Kurses 1972/74: Oktober 1972.

### Theologische Kurse für Laien (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

**Abendkurse** in Zürich, evtl. auch in Luzern oder Basel, sowie **Fernkurs**.

Zwischeneinstieg in Kurs 1970/74: jedes Jahr im Oktober!

Anmeldeschluß für beide Kurse: 15. September 1972.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat TKL/KGK, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Telefon (01) 47 96 86

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager, Karl Weber

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 - Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 (Orientierung), Zürich - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 - Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

**Abonnementspreise:** *Ganzes Jahr:* Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 145.— / FF 33.— / Lit. 3700.— / US \$ 7.—  
*Halbjahresabonnement:* Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 75.—

*Studenten-Abonnement:* Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 80.— / Lit. 2100.—  
*Gönnerabonnement:* sFr./DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
*Einzel exemplar:* sFr./DM 1.50 / öS 9.—

### Seelsorgebezirk (Region) «Hellweg» im Erzbistum Paderborn

sucht zum 1.8.1972 (oder später) einen Mitarbeiter als

## Bezirksreferenten

**Voraussetzungen:** Theologe, Sozialwissenschaftler oder Sozialpädagoge (u. ä. Studienrichtungen) mit abgeschlossenem Hochschulstudium, Bereitschaft zur Teamarbeit.

**Aufgabengebiet:** Im Raum Gütersloh, Rheda-Wiedenbrück, Lippstadt, Soest: Mitarbeit bei Pastoralplanung, Erwachsenenbildung, Beratung der Gremien der Mitverantwortung, Geschäftsführung des Bezirksrates.

**Vergütung** nach BAT (VdK) II

Hilfe bei Wohnungssuche

**Bewerbungen an:** Seelsorgebezirk «Hellweg»  
D-477 Soest, Severinstraße 12